

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(428.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 23. Januar 2004

Anwesend: **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Blank**, Clemens, Karlsruhe; **Bräuninger**, Doris, Karlsruhe; **Buschbeck**, Anna, Karlsruhe; **Buschbeck**, Reinhard, Karlsruhe; **Drollinger**, Dr. Kuno, Stuttgart; **Göhler**, Hugo, Karlsruhe; **Hehe**, Friedl, Karlsruhe; **Heitz**, Helga, Karlsruhe; **Herrbach-Schmidt**, Dr. Brigitte, Karlsruhe; **Kier**, Peter, Gaggenau; **Kies**, Dr. Tobias, Bielefeld; **Kohlmann**, Richard, Karlsruhe; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Lutz**, Hermann, Karlsruhe; **Michalek**, Ruth, Karlsruhe; **Möllendorff, von** Ulrich, Karlsruhe; **Müller**, Dr. Leonhard, Karlsruhe; **Oesterle**, Dr. Klaus, Karlsruhe; **Raabe**, Dr. Mirjam, Karlsruhe; **Schillinger**, Erich, Karlsruhe; **Schmitt**, Dr. Heinz, Karlsruhe; **Schuster**, Manfred, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe; **Seidenspinner**, Wolfgang, Leopoldshafen; **Stehle**, Werner, Karlsruhe; **Steuer**, Dr. Peter, Ludwigsburg; **Werner**, Hermann, Philippsburg; **Werner**, Sigrid, Philippsburg; **Wüst**, Gabriele, Rastatt.

Vortrag von

Dr. Tobias Kies, Bielefeld

über

Rebellen oder Reaktionäre? Die Geschichte der Salpeterer im 19. Jahrhundert

Die Napoleonischen Kriege stellten das neu gegründete Großherzogtum Baden bekanntlich vor große Herausforderungen. Die Kriege – vor allem der Russlandfeldzug der Grande Armée – führten zu enormen Verlusten unter den Soldaten. Darüber hinaus geriet das Land in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten. Im Jahr 1812 hatte die Landesregierung daher im Zuge allgemeiner Reformmaßnahmen eine ‚Kriegssteuer‘ eingeführt, die der Staatskasse Mehreinnahmen von etwa 600.000 fl. zuführen sollte. Zur Vereinheitlichung der diversen alten Abgabenregelungen traten im selben Jahr verschiedene Finanzreformen in Kraft: Darunter war auch die Akzisordnung, eine Verbrauchssteuer auf Konsumgüter wie Getränke, Körnerfrüchte, Ölstoffe, Schlachtvieh, Brennholz und Tabak. Die neue Steuer wurde zum Leidwesen der Einwohner nun auch auf Spirituosen erhoben. Fortan mussten für die Maß Kirschwasser 2 und für Branntwein 1 ¼ Kreuzer entrichtet werden.

Neue Steuern erfreuen sich keiner großen Beliebtheit, so auch in diesem Fall. Mit großer Gewissheit kann man davon ausgehen, dass viele Menschen im Lande versuchten, ihren

Schnaps „schwarz“ zu brennen, um keinen Akzis an den Staat abführen zu müssen. Einer hatte Pech: Ägid Riedmutter aus dem kleinen Ort Kuchelbach im Südschwarzwald bei Waldshut konnte das Schwarzbrennen nicht verheimlichen. [Die Region, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit lenken will ist heute unter dem Namen Hotzenwald bekannt. Bis 1806 – so viel sei vorweggenommen – trug sie den Namen „Grafschaft Hauenstein“ und war Teil des österreichischen Staatswesens.] Riedmutter wurde zu 50 Reichstalern Strafe verurteilt und musste den Behörden seinen Branntweinkessel aushändigen. Der bis dahin kaum erwähnenswerte Vorgang eskalierte zum Konflikt, als ein Beamter den Kessel konfiszieren sollte. Beim Verlassen des Dorfes wurde ihm das Gefäß von Riedmatters Sohn Magnus – wie es in einer Quelle heißt – „in gewaltthätiger Weise“ wieder abgenommen. Ägid und Magnus Riedmutter wurden daraufhin mehrmals vom Freiburger Hofgericht vorgeladen, erschienen aber nicht zur Verhandlung. Ende August 1814 verurteilte man beide in Abwesenheit. Ägid Riedmutter wurde mit einer dreitägigen „Thurmstrafe“, Magnus mit 14tägiger öffentlicher Zwangsarbeit bestraft. Darüber hinaus musste Riedmutter die Untersuchungskosten begleichen. Da die Angeschuldigten das Urteil missachteten, sollten sie im Januar 1815 durch vier Polizeigardisten verhaftet werden. Jene trauten sich aber nicht in Riedmatters Haus. Daher nahmen sie den Sohn Magnus nach dem sonntäglichen Kirchgang im benachbarten Birndorf fest. Nachträglich erwies sich dieses ängstliche Vorgehen als großer Fehler: Auf dem Kirchplatz brach ein Tumult aus und Magnus wurde durch seinen Schwager und andere Kirchgänger gewaltsam aus den Händen der Polizisten befreit. Schließlich jagte man die Gardisten aus dem Dorf. Offenbar waren an diesen Ausschreitungen vor allem Deserteure des badischen Militärs und sogenannte Refraktäre beteiligt, also Wehrpflichtige, die sich der Rekrutierung nicht gestellt hatten.

Dieser Vorfall in Birndorf wirkte wie ein Fanal. Der unklaren politischen Verhältnisse wegen fürchtete man sich in Karlsruhe vor Aufständen in den neubadischen Gebieten. Bald wurde behauptet, dass sich bei Ägid Riedmutter während der Nächte eine „rebellische Rotte“ versammelte, sich mit Schießgewehren, Pulver und Blei bewaffnete und sich auf Gewalttätigkeiten vorbereitete. Ägid Riedmutter wurde als „berüchtigter Rebell“ oder als „Rädelsführer“ eines Komplottes ausgemacht. Bald war ein Name für die Unruhestifter gefunden: Man sah die sogenannte Salpeterer-Sekte am Werk, welche die Region bereits im 18. Jahrhundert in Aufruhr versetzt habe und der nunmehr noch etwa 30 Familien zugerechnet wurden. In Anlehnung an Riedmatters Vornamen sprach man mitunter auch von „Ägidlern“. Riedmatters Anhänger galten als „Fanatiker“, die „ihrer Salpeterer Sekte auf Tod und Leben

ergeben“ seien. Inzwischen wurde die Lage als äußerst ernst wahrgenommen. In der Stadt Waldshut verstärkte der Magistrat aus Angst vor einem bewaffneten Überfall die Wachen und schickte Patrouillen auf Streife. Außerdem ließ man alle Rheinüberfahrten streng beaufsichtigen, um den aufständischen Rekruten eine Flucht in die Schweiz zu vereiteln. Am 25. Februar 1815 rückte ein aus 200 Soldaten bestehendes Militärkommando auf den Hotzenwald vor, das Ruhe und Ordnung wiederherstellen sollte. Die meisten Gesuchten waren allerdings vorgewarnt und konnten sich ihrer Verhaftung entziehen. Riedmatt und sein Sohn stellten sich später freiwillig.

Der Militäreinsatz führte jedoch *nicht* zur erwünschten Befriedung der Region. Konflikte zwischen dem badischen Staat und den Salpeterern traten bis Ende des 19. Jahrhunderts auf. Allerdings kam es seit der Schlägerei auf dem Kirchplatz in Birndorf zu keinem Zeitpunkt zu einem offenen Ausbruch von Gewalt. Unter Verweis auf die Hauensteiner Unruhen des 18. Jahrhunderts wurden die Salpeterer seit dem Vorfall jedoch immer wieder als umstürzlerisch und verbrecherisch wahrgenommen. Und so firmierte auch der Großteil der einschlägigen Akten, die bis vor kurzem hier im Generallandesarchiv aufbewahrt wurden, jeweils unter der Rubrik „Verbrechen“.

Nicht nur die Obrigkeiten, sondern auch die Salpeterer selbst suchten Anknüpfungspunkte in der Vergangenheit der Region. Bereits Riedmatters Anhänger stellten sich lediglich als treue Bewahrer des „Alten Rechts“ der Grafschaft Hauenstein, als fromme Katholiken und als standhafte Untertanen des österreichischen Kaisers dar. Nach der napoleonischen Niederlage soll Riedmatt sogar persönlich in das österreichische Hauptquartier nach Basel gereist sein, um sich von Kaiser Franz die baldige Wiederherstellung der alten politischen Verhältnisse bestätigen zu lassen. Dass der badische Großherzog sich der Loyalität der Neubadischen Einwohner nicht sicher sein konnte, war längst klar. Aber im Südschwarzwald war der Argwohn gegen das neue Staatsoberhaupt besonders groß. Angesichts dieser Situation beauftragte die badische Regierung einen Kenner der Region, den ehemaligen Benediktinermönch Lukas Meyer, mit der Ausarbeitung eines Gutachtens, das Aufschluss über die Geschichte der Salpeterer geben sollte. Meyer war davon überzeugt, dass die Widersetzlichkeiten der Salpeterer einem typischen Hauensteiner Volkscharakter zuzuschreiben seien. 1815 hielt er Folgendes fest:

„Unverbrüchlich hält man hier das Alte, alte Kleidung, lange Bärte, alte Mißbräuche, alte Gewohnheiten fest; auf jedem Neuen haftet des Einwohners Abscheu und Fluch. [...] Bieder

und verschlagen, hochherzig und derb, roh und gemütlich, hochfahrend und rachsüchtig, sparsam und wohlhabend, fromm und abergläubisch, gewinnt der Hauensteiner einen besonderen Anstrich des Volksgeistes. Zwar treuherzig ist er, durchblitzt ihn aber die Beleidigung, so strömen in schwergurgelnden Strömen hartstrafende Reden aus der freien Brust, und obwohl treu dem Fürsten, hegt er dennoch gegen jeden Herrn einen angestammten Argwohn. Mit einer von Mystik verbrämten Frömmigkeit hüllt er seine leidenschaftlichen Thaten in die Form des Religiösen”

Die Hauensteiner oder Hotzen, so ließe sich die Überzeugung bürgerlicher Eliten in dieser Zeit zusammenfassen, galten als ein frommer, aber auf einer niederen Kulturstufe stehender Menschenschlag. Und die damaligen Salpeterer galten als idealtypische Verkörperung des Hauensteiner Volkscharakters. Die zeitgenössische Kennzeichnung der Salpeterer fällt also ambivalent aus: Einerseits gelten die Salpeterer als rebellisch und freiheitsliebend, andererseits werden sie als unverbesserliche Reaktionäre gezeichnet, die allem Neuen feindlich gesinnt seien. Der badische Schriftsteller Viktor von Scheffel, der als Rechtspraktikant am Bezirksamt Säckingen persönlich mit den Salpeterern zu tun hatte, beschrieb sie 1850 als „ein Stück fossil gewordener Bauernkrieg“. Die Salpeterer ragten „wie eine Erinnerung aus alter Zeit in die preußisch gefärbte Gegenwart“ hinein. Rebellen oder Reaktionäre? Oder gar beides auf einmal? Der eben erwähnte Lukas Meyer und – fünfzig Jahre später – der badische Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob nannten die Salpeterer in diesem Sinne eine „politisch-religiöse Sekte“. Bis heute wird dieses Urteil in den einschlägigen Publikationen aufrechterhalten.

Ich möchte in der verbleibenden Zeit einen Abriss über die Geschichte der Salpeterer des 18. und des 19. Jahrhunderts geben und dann aufzuzeigen versuchen, dass stereotype Charakterisierungen zwar plakative Urteile über die Salpeterer erlauben, doch ihre Verhaltensweisen kaum hinreichend erklären können. Daher zuerst zur Geschichte der Salpeterer und der Grafschaft Hauenstein.

Das bis 1806 mit dem Namen Grafschaft Hauenstein bezeichnete und heute als Hotzenwald bekannte Territorium ist alter habsburgischer Besitz. Der Legende nach war dem Gebiet und seinen Einwohnern im Mittelalter durch einen Bruder des deutschen Königs Rudolf von Habsburg, dem „guten Grafen Hans“, nach seinem Tod die ewige Freiheit garantiert worden. Das vermeintliche alte Recht bestand im Kern im autonomen Status der Grafschaft Hauenstein, in der Königsunmittelbarkeit seiner Bewohner und in der Freiheit von Leibeigenschaft. Dieser

legendäre Stiftungsakt entfaltete eine starke Wirkung, weil der Gründungsmythos je nach Konstellation und politischem Interesse aktualisiert und modifiziert werden konnte.

Tatsächlich genoss die Grafschaft Hauenstein erstaunliche Privilegien innerhalb des habsburgischen Imperiums. So hat es einen Graf von Hauenstein nach dem Tod des eben erwähnten Grafen Hans nie gegeben. Unter Grafschaft Hauenstein verstand man in der Frühen Neuzeit vielmehr die politische Organisation der im Südschwarzwald lebenden Einwohner: die sogenannte Einungsverfassung. Darunter versteht man eine Korporation bäuerlicher Selbstverwaltung, die die Geschichtswissenschaft häufig mit dem Begriff „Landschaft“ umschreibt und die am ehesten mit den Schweizer Kantonen vergleichbar ist. Die quellenmäßig seit dem 14. Jahrhundert fassbare Einung war im Lebensalltag der Hauensteiner höchst präsent. Da die Einung für das Selbstverständnis der Hauensteiner bis ins 19. Jahrhundert hinein von prominenter Bedeutung war, seien ihre Grundzüge knapp skizziert.

Alle politischen, administrativen oder juristischen Angelegenheiten wurden durch die Einung geregelt. Innerhalb der Grenzen der Grafschaft Hauenstein lebten *keine* Obrigkeiten – der Vertreter der österreichischen Oberherrschaft, der sogenannte „Waldvogt“ residierte beispielsweise in Waldshut, außerhalb der Einungsgrenzen. In der Neuzeit bestand die Grafschaft Hauenstein aus acht Einungen, denen jeweils ein „Einungsmeister“ vorstand, die jährlich von den wahlberechtigten Männern in freier Abstimmung gewählt wurden. Obrigkeitlichen Beamten des Waldvogteiamtes war während dieser Zeit der Zutritt in die Grafschaft Hauenstein verwehrt. Die in den acht Einungsbezirken gewählten Einungsmeister, traten später zusammen und wählten aus ihrer Mitte einen Sprecher, den sogenannten „Redmann“. Der Redmann vertrat die Einung nach außen und kontrollierte das Finanzwesen der Grafschaft Hauenstein. Seit dem 16. Jahrhundert beschäftigte die Grafschaft verschiedene Beamte, die sich um den Schriftwechsel und vor allem um den Einzug der Steuern kümmerten. Einungsmeister und Redmann genossen eine für ihre Zeit bemerkenswerte Rechtsstellung. Für die Dauer ihrer Amtszeit galten sie als Mitglieder des Dritten Standes und hatten daher Sitz und Stimme bei den vorderösterreichischen Landständen in Freiburg. Hinsichtlich des Finanzwesens waren die Einungsmeister völlig unabhängig. Sie hatten aber auch juristische Kompetenzen und kooperierten bei der Rechtsprechung eng mit dem Waldvogteiamt. Darüber hinaus verfügten die Hotzen mit dem sogenannten „Landfahnen“ über eine eigene Miliz, die immerhin ein Aufgebot von etwa 1000 Mann umfasste. Kurz: Die genossenschaftlich angelegte Einung gewährte den Schwarzwaldbauern weitgehende Freiheiten, die die praktische Teilhabe aller Männer am öffentlichen Leben garantierte. Der Historiker Peter Blickle hat diese

horizontale Herrschaftspraxis mit dem Begriff „Kommunalismus“ umschrieben. Entgegen mancher Idealisierung war die Grafschaft Hauenstein aber sicherlich kein freier oder gar demokratischer Bauernstaat. So gehörten beispielsweise Grund und Boden nicht den Bewohnern der Grafschaft, sondern auswärtigen Herrschaften. Wie im gesamten südwestdeutschen Raum üblich, waren die Hauensteiner verschiedenen Feudalgewalten unterworfen: Eine große Anzahl Obrigkeiten – Klöster, Adelige, Stiftungen oder ähnliche Korporationen – rangen jeweils um die Ausübung von Hoch- und Niedergerichtsbarkeit, Grundherrschaft, Leibeigenschaft und Zehnherrschaft über die Landbevölkerung. Der dominante Grund- und Leiherr allerdings war das Kloster St. Blasien.

Die Dominanz St. Blasians stellte die Autonomie der bäuerlichen Selbstverwaltung immer wieder in Frage. Ein aus drei Polen bestehendes spannungsreiches Machtgefüge sorgte über Jahrhunderte hinweg für permanente Konflikte: St. Blasien versuchte beharrlich, möglichst viele Rechtstitel zu aquirieren, um eine Territorialherrschaft über die Grafschaft Hauenstein auszuüben. Die Habsburger hingegen trachteten nach Erhalt ihrer Landeshoheit in Vorderösterreich und die Hauensteiner wollten ihre Einungsverfassung bewahrt wissen. Dabei spielten sie gegenüber Österreich gekonnt mit der Drohung, sich gegebenenfalls der Schweizerischen Eidgenossenschaft anzuschließen. Auf diese Weise kam es im Laufe der Jahrhunderte immer wieder zu Bauernaufständen, so dass der „Unruhs-Geist“ der Hauensteiner bereits im 18. Jahrhundert sprichwörtlich war. Höhepunkt war sicherlich der Bauernkrieg, als etwa 500 Hauensteiner das Kloster St. Blasien stürmten, plünderten und zerstörten.

Im 18. Jahrhundert spaltete sich die Bauernschaft. Und diese Spaltung setzte sich innerhalb der politischen Gremien der Grafschaft Hauenstein, ja sogar innerhalb einzelner Familien fort. Letztlich kristallisierten sich zwei politische Gruppierungen heraus, deren Namen sich aus der Berufsbezeichnung ihrer Anführer herleitet. Auf der einen Seite standen die Gemäßigten, die der Expansion St. Blasians vornehmlich mit juristischen Mitteln entgegentreten wollten. Sie wurden nach ihrer Leitfigur, dem Müller und Alt-Redmann Joseph Tröndle auch als Müllerische bezeichnet. Ihnen standen die radikalen Salpeterer gegenüber. Sie verdanken ihren Namen dem „Salpeterhans“ genannten Salpetersieder Johann Fridolin Albiez, einem Einungsmeister des Jahres 1720. Die Spannungen spitzen sich zu, als die klösterlichen Eigenleute auf einem Dinggericht als „Leibeigen“ bezeichnet wurden. Als fünf Jahre später ein Zensus aller sankt Blasischen Untertanen abgehalten wurde, eskalierte die Situation, weil die Bauern durch die Zählprozedur mit dem Status der eigenen Unfreiheit konfrontiert wurden.

Albiez, dessen ablehnende Haltung gegenüber St. Blasien sich radikalisiert hatte, wurde daraufhin erneut zum Einungsmeister gewählt. Durch seine Anhänger finanziell unterstützt, reiste der inzwischen 70jährige Mann 1726 nach Wien, um Kaiser Karl VI. persönlich seine Beschwerden gegen das Schwarzwaldkloster vorzutragen. Da dieser Reise kein Erfolg beschieden war, mobilisierte Albiez die Bevölkerung seiner Heimat in Versammlungen und über Beschwerdebriefe. Er wurde festgenommen und starb bald darauf in Gefangenschaft in Freiburg. Damit hatten die unzufriedenen Bauern ihren Märtyrer gefunden. Einem neuen Abt von St. Blasien verweigerten sie den Huldigungseid. Als der Redmann und zwei Einungsmeister durch den Waldvogt verhaftet wurden, brachen offene Unruhen aus, mehrere Höfe der als Verräter wahrgenommenen „Müllerischen“ wurden durch die Salpeterer überfallen. 1728 rückten 900 österreichische Soldaten auf den Hotzenwald vor. Zwei festgenommene Rädelsführer der Salpeterer verurteilte man zu Zwangsarbeit in der Festung in Belgrad, andere zu hohen Haft- und Geldstrafen. Die frei gewählten Einungsmeister wurden abgesetzt und an deren Stelle ein „von unten“ nicht legitimes System regierungstreuer müllerischer Achtmannen installiert. 10 Jahre später brachen die Unruhen erneut aus, weil die gemäßigten Einungsmeister mit St. Blasien einen Vertrag über die kollektive Aufhebung der Leibeigenschaft geschlossen hatten. Für 58.000 fl. wurden die ca. 11.500 st. blasischen Leibeigenen losgekauft. Diese frühe kollektive Manumission nimmt einen einzigartigen Platz in der deutschen Rechtsgeschichte ein. Selbst in Baden unter der Regentschaft des aufgeklärten Carl Friedrich wurde die Leibeigenschaft erst 45 Jahre später aufgehoben. Nun könnte man meinen, dass dieser Ablösevertrag die Forderungen der Salpeterer eingelöst habe. Gleichwohl opponierten die Salpeterer gegen den Vertrag, weil sie die zu erkaufende Freiheit von Leibeigenschaft bereits zu besitzen meinten. Den Müllerischen wurde Verrat an den alten Rechten vorgeworfen. Man reagierte mit Abgabenboykotts, schließlich kam es zu Ausschreitungen und zu Plünderungen der Höfe müllerischer Anhänger. Erst der Einmarsch österreichischer Regierungstruppen setzte diesen Ausschreitungen vorübergehend ein Ende. Sechs Anführer der Salpeterer wurden öffentlich hingerichtet. Wenig später, in den Wirren des österreichischen Erbfolgekriegs, verschärften sich die Auseinandersetzungen innerhalb der Hauensteiner Bauernschaft aufs Äußerste – es kam zu einem regelrechten Bürgerkrieg. Die müllerischen Einungsmeister waren zur Zusammenarbeit mit der französischen Besatzungsarmee gezwungen und sahen sich daher dem Vorwurf des Loyalitätsbruchs zu Österreich ausgesetzt. Die neuerliche salpeterische Erhebung gegen die Ruhigen bekam daher den Anstrich eines patriotischen Aufstandes und wurde anfänglich durch Österreich unterstützt. Dem Urteil Günther Haseliers zufolge, wandelte sich eine ursprünglich gegen Frankreich

gerichtete Erhebung patriotischer Partisanen bald in eine salpeterische Schreckensherrschaft. Angeblich wurde die Stadt Waldshut von 2.000 Aufständischen belagert. Erst Ende 1745 konnten die Salpeterer durch österreichische Truppen, von 800 müllerischen Flüchtlingen unterstützt, niedergeschlagen werden. Daraufhin begann eine müllerische Rachekampagne, bei der salpeterische Höfe überfallen und geplündert wurden. Das Vieh wurde getötet, angeblich wurden Frauen vergewaltigt. Mit diesem Ausbruch der Gewalt fand die kurze Vorherrschaft der Salpeterer ihr Ende. Erst 1755 flauten die Unruhen gänzlich ab, nachdem 27 führende Salpeterer gemeinsam mit ihren Familien in einer Nacht-und-Nebelaktion verhaftet und in das Banat deportiert wurden. Die Hauensteinische Selbstverwaltungskörperschaft wurde im Zuge der habsburgischen Repressionspolitik völlig entmachtet.

Als die Grafschaft Hauenstein im Jahr 1805 nach einigem Hin und Her dem im Aufbau befindlichen Großherzogtum Baden zugeschlagen wurde, war die ‚heile Welt‘ der idealisierten Einung längst zerbrochen. Die Hauensteiner fielen der großen Politik der Kabinette zum Opfer. Auf dem Wald aber glaubten viele abermals an den Topos vom Verrat. Zu Unrecht sei die autonome Grafschaft Hauenstein an Baden verkauft worden. Man habe eigene Rechte und sei lediglich dem Kaiser von Österreich untertan. Einige Einwohner widersetzten sich der Katastervermessung und lehnten die Huldigung an den neuen Landesherren ab; auch die Verweigerung von Abgaben wie im Fall des Ägid Riedmutter fällt in diese Phase. Im Februar 1813, als die Informationen über das Debakel der Grande Armée publik wurden, kam es in Waldshut anlässlich einer Rekrutenaushebung zu einem Tumult; anschließend flohen die meisten Militärpflichtigen. Zugleich kursierte das Gerücht vom Vorrücken der Kosacken auf den Schwarzwald, um die alte vorrevolutionäre Ordnung wiederherzustellen.

Vielen Menschen – die Hauensteiner bildeten hier keine Ausnahme – empfanden die Umbrüche des beginnenden 19. Jahrhunderts als existentiell. Alle traditionellen Bezugssysteme waren tiefgreifenden Veränderungen ausgesetzt: neue Landesfürsten, neue Gesetze, neues Recht, neue Steuern, neue Längen-, Flächen- und Hohlmaße, neue Münzen, Gebietsreformen, Entmachtung des Adels, allgemeine Wehrpflicht. Ja selbst die katholische Kirche schien revolutioniert. Dem ehrwürdigen Bistum Konstanz stand mit Ignaz Freiherr von Wessenberg ein junger und dynamischer Kirchenreformer und Volkspädagoge vor. Wessenberg reduzierte die Anzahl der Feiertage, verbot religiöse Bruderschaften und schränkte Prozessionen und Wallfahrten ein. Überdies führte er eine neue Gottesdienstordnung ein: Das bis dahin übliche laute Abbeten des Rosenkranzes wurde untersagt; stattdessen hielten die deutsche Volkssprache und Kirchenmusik Einzug in den Messen. Von der Landbevölkerung wurden all diese Reformen als

Revolution interpretiert. Die Wessenberganhänger beschimpfte man als Illuminaten, Jakobiner oder als Patrioten. Viele zeigten sich davon überzeugt, Wessenberg versuche, die alte katholische Religion abzuschaffen und man sey genötigt, „das Luthertum anzunehmen“.

Im Hauenstein formierte sich der Widerstand gegen die Imperative der neuen Verhältnisse in lebensweltlichen Bezügen. So konnte man sein Bekenntnis zum angeblich wahren katholischen Glauben demonstrativ dadurch zum Ausdruck bringen, dass man die neue, eingedeutschte Liturgie störte. Als in der Hauensteiner Gemeinde Rickenbach im Jahr 1809 ein Vikar die Spätmesse zelebrierte und zum Altar trat, „fiengen“ – wie es in einer Quelle heißt – „die rohen Schwarzwälder [...] den Rosenkranz zu brüllen an“. Gegen die Stimmgewalt seiner Gemeinde hatte der junge Kirchenreformer keine Chance. Bereits die Zeitgenossen bezeichneten das Ereignis als Rickenbacher „Rosenkranz-Revolution“. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich im ganzen katholischen Deutschland. Wie eingangs geschildert, beschränkten sich die Widersetzlichkeiten im Südschwarzwald nicht auf das Religiöse. Man versagte dem neuen Landesherrn die Huldigung, stellte keine Rekruten, verweigerte Steuern wie den Akzis oder boykottierte die Katastervermessung. Solcherlei unbotmäßiges Verhalten ist bis heute eine Begleiterscheinung politischer Transformationsprozesse. Man denke nur an den Irak, wo das Wort eines schiitischen Mullahs sicherlich größeres Gewicht hat, als eine Verordnung des amerikanischen Zivilverwalters Paul Bremer. Damals waren die Proteste auch sicherlich nicht auf den Schwarzwald beschränkt. In der ehemaligen Grafschaft Hauenstein aber konnte man die Renitenz auf einen Begriff bringen. Die Obrigkeiten haben widerständige Untertanen kurzerhand als Salpeterer stigmatisiert und die an sich harmlosen Vorgänge damit in das Gewand des Kriminellen gekleidet.

Die Proteste der Salpeterer setzten sich auch in der Folgezeit fort. Mit dem badischen Staat und der Wessenbergkirche wollte man nichts zu tun haben. Einige Hauensteiner blieben der Messe fern und zogen sich aus dem religiösen und politischen Gemeindeleben zurück. Insgesamt handelte es sich um weniger als 200 Familien aller sozialer Schichten. Eine feste organisatorische Vernetzung bestand zwischen ihnen nicht. Viel eher handelte es sich um einen losen Kreis Gleichgesinnter, die sich vereinzelt in Privathäusern und mitunter auf gemeinsamen Andachten oder Wallfahrten trafen. Die Salpeterer zahlten keine Steuern und Gemeindeabgaben, stellten sich der Pockenschutzimpfung der eigenen Kinder entgegen und hielten sie von der Schule fern, weil dort angeblich religionsfeindliche Lehren verbreitet würden. Auch willigte man in einigen Gemeinden der Zehntablösung nicht ein, sondern ließ

die Feldfrüchte einfach auf den Äckern liegen. Vereinzelt war dies noch in den 1880er Jahren zu beobachten.

Wie reagierten die Obrigkeiten auf die Renitenz der Salpeterer? Ursprünglich verfolgte man die Strategie, die Salpeterer aus ihrer vertrauten Lebenswelt zu desintegrieren: Sie wurden wie Straftäter öffentlich geschmäht und kriminalisiert, mit Geldstrafen belegt, gepfändet, vor Gericht gestellt und teilweise monatelang inhaftiert. Nach der Französischen Julirevolution von 1830 spitzte sich die Situation zu: Nunmehr unterstellte man den Salpeterern eine Gefährdung für die Gesellschaft und verunglimpfte sie als Hochverräter. Zumindest auf der semantischen Ebene wurden die Salpeterer mit umstürzlerischen politischen Geheimbünden gleichgestellt. *„Dieses politische Glaubensbekenntnis der Salpeterer“* – so argumentierte ein zuständiger Amtmann aus Säckingen im Jahr 1833 – *„stimmt im Wesentlichen mit der Schwindeltheorie der französischen, deutschen und [...] selbst badischen Ultra=Liberalen oder Neu=Jakobiner gar nicht übel überein.“* Und ein Pfarrer der Region verlangte einige Jahre später ein energisches Einschreiten gegen die Salpeterer. Ansonsten würden sie *„in kürzester Zeit das Glaubensbekenntnis des Jakobinismus beten lernen, und dasselbe dem, dessen Verstand es nicht fassen mag, in rothen Zügen auf die Stirne zeichnen. [...] Rosenkranz und Dolch werden dann in der Hand als Waffen gebraucht werden.“* Rosenkranz und Dolch als Waffen des salpeterischen Kampfes – auch hier kommt die Vorstellung von den Salpeterern als reaktionäre Rebellen zum Ausdruck. In beiden Zitaten wird das salpeterische Weltbild jedenfalls mit dem der Jakobiner verglichen, die seit der Französischen Revolution zum Inbegriff einer revolutionären, terroristischen Linken avanciert waren.

Entsprechend drastisch fielen auch die vorgeschlagenen Lösungsstrategien für das Salpetererproblem aus. Penibel dokumentierte man alle beunruhigenden Vorgänge der Amtsbezirke Waldshut und Säckingen und betraute 1832 eine eigens eingesetzte Kommission mit deren Untersuchung. 24 Gendarmen wurden auf die einzelnen Ortschaften verteilt und hatten über alles Auffällige Bericht zu erstatten. Aus Angst vor einem Aufstand ließ man genaue Steckbriefe vermeintlicher Rädelsführer erstellen, die unter anderem Aufschluss über Alter, Statur, Gesichtsfarbe und Zustand der Zähne geben. Hinzu trat eine Typologisierung aller Salpeterer in vier Klassen nach dem Grad ihrer angeblichen Böswilligkeit. In dieser spannungsgeladenen Situation drang Innenminister Ludwig Winter gegenüber dem Großherzog auf energisches Einschreiten und legte ihm einen Gesetzentwurf vor, der die strafrechtlichen Grundlagen zur Züchtigung der Salpeterer regeln sollte. Diese sogenannte ‚Verordnung wider die sich verbreitenden schwärmerischen Secten‘ wurde am 13. März 1833 unterzeichnet und

wenige Tage später öffentlich verkündet. In ihr wurden alle „Verbindungen von Schwärmern“ verboten, die zur Nichtbefolgung der staatlichen Gesetze aufriefen oder in deren Folge „staatsbürgerliche Verbindlichkeiten“ verweigert würden. Den Anführern drohte Haft im Arbeitshaus zwischen sechs Monaten und zwei Jahren. Die übrigen Anhänger sollten mit bis zu zweimonatigem Gefängnis bestraft werden. Dreizehn Salpeterer wurden daraufhin verhaftet.

Daneben diskutierte man noch weitreichendere Vorschläge. So wurde ernsthaft erwogen, die besonders hartnäckigen Familien nach Amerika zu deportieren. Zwar bestanden Einwände, ein solches Verfahren sei weder mit dem Völkerrecht noch mit den badischen Gesetzen zu vereinbaren, weil man juristisch niemandem einfach das Staatsbürgerrecht entziehen konnte. Andere argumentierten dagegen, dass sich die Salpeterer durch ihre Huldigungsverweigerungen selbst aus dem Staatsverband ausgeschlossen hätten und in Baden daher nur noch Gastrecht besäßen. Erst ein Machtwort des Innenministers setzte dieser Debatte ein Ende. Ähnlich umstritten wie die Deportation war der Vorschlag, die Kinder der Salpeterer von ihren Eltern zu trennen und an auswärtige Vormünder zu geben. Diese herzlose Maßnahme scheiterte nur daran, dass man die Empörung der Mitbürger befürchtete. Als sich die öffentliche Meinung in der zweiten Jahrhunderthälfte gegen die Salpeterer gekehrt hatte, wurde der Vorschlag in einigen Fällen doch noch durchgesetzt, solange die Kinder in schulpflichtigem Alter waren.

Anders als der Staat verfügte die Kirche über keinerlei Sanktionsmöglichkeiten. Zwar reiste Weihbischof von Vicari auf den Wald, um die Salpeterer zur Umkehr zu bewegen und Erzbischof Bernhard Boll schrieb einen eindringlichen Hirtenbrief. Doch hatte der badische Klerus bei den Salpeterern allen Respekt verloren. Schuld war der mit dem Staatskirchentum verbundene Verfassungseid der Pfarrer. Ein Salpeterer erklärte in einem Verhör, er könne keine Sakramente von Geistlichen annehmen, welche „zu den constitutionellen Gesetzen und der constitutionellen Kirche geschworen“ hätten. Ein wirklich katholischer Pfarrer müsse vom Staat völlig unabhängig sein. Der Salpeterer Fridolin Baumgartner schrieb:

„Mein Seelsorger ist der umgeänderte er ist wieder Jesu lehr, u[nd] hat unßere Lehr angegriffen wie ein Erzschölm, u[nd] ist ein Maynädiger Man [...]. Was wan er einen wahrer Römischer Priester ist, was hat er mit der Konstitution zu thun, u[nd] auf die Kanzley zu treten, es ist ja nur das Bolitische.“

Ein Pfarrer, der sich auf das Politische einließ hatte damit alle religiöse Qualifikation verwirkt. Die hier proklamierte Trennung von Kirche und Staat wurde mit Hinweisen auf Bibelstellen wie Matthäus 22 Vers 21 untermauert. So begründete ein 21jähriger Salpeterer noch 1861 seine

Huldigungsverweigerung mit den Worten: „*Ich bin ein freier Hauensteiner, gebe dem Kaiser, was des Kaisers u. Gott, was Gottes ist, aber den HuldigungsEid schwöre ich nicht.*”

Mit bestechender Logik kritisierte der bereits zuvor zitierte Fridolin Baumgartner 1832 das Staatskirchentum:

„Man ist halt im Zweifel, wir wollen die Lehre nicht, wo man uns aufdringen will; man glaubt, wir haben die alte Lehre nicht mehr, und unsere Geistlichen seyen vom Pabst abgestanden. Das ist das einzige woran man sich stoßt; unsere Geistlichen haben ihr Oberhaupt in Karlsruhe und wir haben solches in Rom.”

Die badischen Kleriker galten also als vom Papst abgefallene Häretiker. Seelsorgerischen Beistand holten sich die Salpeterer daher von den Geistlichen der benachbarten Schweiz, die als papsttreu galten. Beichtväter fanden sie vor allem in den Patres des viel frequentierten Wallfahrtsortes Einsiedeln.

Vor diesem Hintergrund hatten die Pfarrer der Hotzenwaldgemeinden also kaum eine Chance, von den Salpeterern akzeptiert zu werden. Mehrfach wurde die Bitte geäußert, Papst Gregor den XVI. zum Einschreiten gegen die Salpeterer zu bewegen. Dieser Vorschlag wurde auch vom erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg gutgeheißen. Doch Innenminister Ludwig Winter lehnte ab, weil „jede direkte Einmischung des heiligen Stuhles in unsere Landesangelegenheiten zu vermeiden” sei. Die Auseinandersetzungen verschärften sich, als Gregor XVI. 1832 in seiner Enzyklika „*Mirari Vos*” den liberalen politischen Bestrebungen seiner Zeit und dem Reformkatholizismus den Kampf ansagte. Der europaweite Konflikt zwischen Kirche und Staat wurde über papsttreue Bischöfe beziehungsweise die jeweiligen Nuntiatoren in die Einzelstaaten hineingetragen. 1833 sollten auf Geheiß Gregors in der gesamten katholischen Welt Jubiläumsfeierlichkeiten abgehalten werden, um den päpstlichen Kampf gegen Gottlosigkeit und Indifferentismus zu unterstützen. Alle Katholiken waren dazu aufgefordert, vorgeschriebene Messen zu besuchen, Almosen zu erbringen und zu beichten. Den Teilnehmern winkte der vollständige Ablass. Anders als in der Schweiz wurden diese Feierlichkeiten im Großherzogtum Baden durch die Katholische Kirchensektion untersagt. Damit schien den Salpeterern endgültig der Beweis erbracht, dass der badische Klerus vom Papst abgefallen sei. Aus der Hand *badischer* Geistlicher nahmen standhafte Salpeterer jedenfalls fortan keine Sakramente an: Sie ließen ihre Kinder nicht taufen, besuchten keine Kommunion mehr, heirateten nicht und verweigerten die „Letzte Ölung”. Auch der vor 70

Jahren – 1934 – gestorbene letzte Salpeterer hatte zeitlebens die Pfarrkirche nie von innen betreten und ließ angesichts des eigenen Todes keinen Geistlichen an sein Sterbebett rufen.

Es hat also bis ins 20. Jahrhundert hinein Salpeterer gegeben, doch reduzierte sich ihre Anzahl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unaufhaltsam. Welche Faktoren haben zum Abflauen der Salpetererbewegung beigetragen? Ich möchte hier drei Gründe nennen. Erstens: Die Salpeterer wurden für ihr Verhalten bestraft. Für das Fernhalten der Kinder belegte man sie beispielsweise regelmäßig mit Schulstrafen. Diese Strafgebühren sowie die ausstehenden Steuern an Land und Gemeinden wurden über Pfändungen eingetrieben: Leiterwägen, Uhren, Feldfrüchte, Ochsen und Kühe – alles kam unter den Hammer. Binnen weniger Jahre waren die salpeterischen Familien völlig verarmt. Zweitens kam man den Salpeterern in mancher Hinsicht auch entgegen: Allzu reformerisch eingestellte Pfarrer oder Schullehrer wurden von oben gemäßregelt oder versetzt. Manche Schulbücher, die von den Salpeterern als unkatholisch angefeindet wurden, ließ man aus den Schulen entfernen. Drittens aber – und das ist meines Erachtens der zentrale Punkt – geriet die reformorientierte Geistlichkeit im Zuge der Ultramontanisierung zunehmend in die Defensive. Oder anders ausgedrückt: Der offizielle Katholizismus bewegte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr auf jene Glaubensinhalte zu, für die die Salpeterer bereits seit der ersten Jahrhunderthälfte offensiv eintraten.

Nachdem ich Ihre Aufmerksamkeit nun so lange mit der Geschichte der Salpeterer strapaziert habe, möchte ich jetzt nochmals auf den Charakter der salpeterischen Proteste eingehen, um die Ausgangsfrage zu klären. Meine Hinweise auf die Rekrutierungsverweigerungen oder die päpstlichen Ablassfeiern ließen bereits anklingen, dass man die Salpeterer ebensowenig wie die anderen Einwohner des Südschwarzwaldes als weltabgewandte Hinterwäldler charakterisieren darf. Im Gegenteil. Die Salpeterer waren über das politische Tagesgeschehen stets auf dem Laufenden, wobei wenig verwundern dürfte, dass sie sich vornehmlich für die kirchenpolitischen Konflikte interessierten. Sie lasen Zeitungen wie das ‚Badische Kirchenblatt‘ oder die ‚Schweizerische Kirchenzeitung‘, erbauten sich an Enzykliken und rezipierten kirchenpolitische Streitschriften und Bücher. Das ultramontane Pamphlet ‚Der große Abfall‘ – eine kirchenkämpferische Durckschrift aus der Schweiz – wurde von Ihnen angeblich „wie ein Heiligtum verwahrt“. Dieser Schrift zufolge war mit der Französischen Revolution und dem darauf folgenden Staatskirchentum der Abfall der Gläubigen von Gott eingetreten, welcher der Ankunft des Antichrists vorausgehe.

Ich habe einleitend bereits darauf hingewiesen, dass es im 19. Jahrhundert zu keinem Zeitpunkt zu Gewalttätigkeiten kam. Rebellen waren die Salpeterer des 19. Jahrhunderts nur in den Augen mancher Gegner. Entgegen ihrer Rezeption stilisierten sich die Salpeterer selbst geradezu als Pazifistisch. So erklärte der inhaftierte Salpeterer Jakob Eschbach in einem Verhör: *„Das Gesetz kann ich nicht anerkennen, aber ich bin ein Gefangener, Gewalt habe ich keine, und wenn ich welche hätte, [würde] ich sie nicht gebrauchen.“* Die Salpeterer waren also friedlich; sie verletzten niemanden, beschädigten kein Eigentum und wurden auch sonst in keiner Weise aktiv, wenn man von gelegentlichen gemeinsamen Andachten absieht. Viktor von Scheffel meinte daher mit einer gewissen Berechtigung eine salpeterische *„Lehre vom passiven Widerstand“* zu erkennen. Das Hauptmerkmal des salpeterischen Protests bestand folglich salopp ausgedrückt im Nichtstun. Eingefleischte Sozialhistoriker würden unter Rückgriff auf die analytischen Kategorien des amerikanischen Historikers Charles Tilly wohl eher von einem „reaktiven“ sozialen Protest sprechen – es ging darum, bestimmte etablierte Rechte und Lebensweisen gegenüber äußerem Druck zu verteidigen. Ich möchte Ihnen nun abschließend aufzeigen, dass „reaktiv“ keineswegs unbedingt mit „reaktionär“ gleichzusetzen ist. Mit „reaktionär“ bezeichnet man eine „politische Haltung, die sich angesichts der Gegenwart an der Vergangenheit orientiert“. Dies taten die Salpeterer im 19. Jahrhundert zweifellos. So heißt es im letzten mir bekannten salpeterischen Protestschreiben von 1889: *„Wir Widersprechen alles Neüe, was wir wissendlich oder unwissendlich angenommen haben für allezeit.“* Zwanzig Jahre zuvor wurde eine Katastervermessung mit folgenden Worten abgelehnt: *„Wir Brechen nichts Altes und Nemmen nichts Neues an.“* Diese Sätze klingen wie ein stures Festhalten am Alten gegenüber allen Einflüssen der Moderne. Meine These ist, dass der Traditionalismus der Salpeterer nicht nur auf Fortschrittsfeindlichkeit beruht. Ihr Eigensinn ist vielmehr mit dem Vertrauen auf den eigenen Sinn zu erklären. Er ist also auf spezifische, lebensweltlich begründete Erfahrungszusammenhänge zurückzuführen. Auf lange eingeübte Rationalitäten die Herausforderungen der Moderne zu meistern. Dies möchte ich knapp an einem Beispiel illustrieren.

Beispiel: Verweigerung der Pockenschutzimpfung

Die Pocken oder Blattern traten in Europa in regelmäßigen Abständen epidemisch auf; bei Infizierten lag die Sterblichkeitsrate etwa bei 10 %, wobei Kinder besonders betroffen waren. Seit 1800 begann man Menschen mit Kuhpocken zu impfen. Diese Vakzination wurde in Baden seit 1809 flächendeckend eingeführt. Durch die Impfung bildeten sich auf dem Körper sogenannte „künstliche Blattern“, die die Impflinge gegen die „natürlichen Blattern“

immunisieren sollten. Das staatliche Impfprogramm wurde durch entsprechende Aufklärung seitens der Gemeindepfarrer begleitet. Gleichwohl müssen die Widerstände in der Bevölkerung relativ groß gewesen sein. So schrieb Pfarrer Vitus Burg, der spätere Weihbischof von Freiburg und Bischof von Mainz, in einem Zeitschriftenartikel im Jahr der Einführung der Pockenschutzimpfung: „Man muss Gott nicht vorgreifen wollen, sagt das Volk, die Blattern sind den Menschen zur Strafe und eine Folge der Erbsünde, sie können daher nicht ausgerottet werden.“ Diese volkstümliche Auffassung wurde vom Vatikan geteilt; daher verwundert es nicht, dass auch die Salpeterer die Schutzimpfung als „sündhafte[n] Eingriff in die göttliche Ordnung“ interpretierten. Der Salpeterer Anton Sybold argumentierte (1827): „Das Impfen kann ich nicht ein ste das gewissen last mirs nicht zu.“ Ich komme auf dieses Zitat gleich noch einmal zu sprechen. Bereits 1815 widersetzte sich ein Salpeterer der Impfung unter Berufung auf das Bibelwort: „Hütet Euch vor den gezeichneten“. Das bei der Schutzimpfung zurückbleibende Impfmal am Oberarm wurde also als dämonisches Zeichen interpretiert. Ein Polizist – Brigadier Gimbel – sollte die Kinder der Salpeterer dem Amtsarzt vorführen. Er berichtet, er habe die Kinder ihren Müttern geradezu aus den Armen reißen müssen und sie „unter Schimpfen und Lärmen der Eltern“ weggetragen. Dabei hätten ihm die Eltern mit „Vorladung vors Jüngste Gericht“ gedroht und Gimbel erklärt: „Die Impfung ist das Teufelszeichen“.

Dem ersten Anschein nach lassen sich die Impfverweigerungen also tatsächlich als religiös motivierte traditionalistische Abwehr moderner Medikalisierung deuten. Je näher man die Fälle aber im Einzelnen betrachtet, desto unschärfer wird dieses Bild. So kann man feststellen, dass der Widerstand gegen die Schutzimpfung in der ländlichen Gesellschaft gerade dann zunahm, wenn die echten Blattern tatsächlich ausgebrochen waren. Dies lässt sich nicht auf bloße Halsstarrigkeit reduzieren, zumal in einigen Gemeinden „fast alle“ Eltern die Impfung boykottierten. Tatsächlich war die Schutzimpfung jener Zeit nicht ohne Gefahr für das Leben der Impflinge. So erklärte ein Salpeterer im Jahr 1832: „Meine Kinder habe ich müssen impfen lassen, insbesondere auch ein Mädele – das einzige was ich hatte, welches wahrscheinlich noch leben würde, wenn es nicht geimpft worden wäre.“ Die Motive für den Impfboykott entsprangen also nicht allein einem religiös-magischen Weltbild, sondern mischten sich mit rationalen Erwägungen, die auf konkreten Erfahrungen beruhten. Im frühen 19. Jahrhundert stieß die Pockenschutzimpfung auf große Skepsis in allen gesellschaftlichen Kreisen – auch die Ärzte waren sich über die Behandlungsmethode nicht völlig einig. Vor dem Hintergrund dieser Atmosphäre großer Unsicherheit konnte dem Einzelnen jedes Argument gegen die Impfung

plausibel erscheinen. Auf die eigene Erfahrung oder das, was man von andern gehört hatte, setzte man ebensoviel wie auf religiöse Glaubensmuster. In dieser Situation ist durchaus nachvollziehbar, wenn Anton Sybold argumentierte, sein „Gewissen“ lasse das Impfen nicht zu. Doch werden Sie mir sicherlich darin zustimmen, dass der Impfboykott der Salpeterer keinesfalls auf die Statik eines traditionalistischen Weltbildes verweist, sondern darauf, wie flexibel aktuelle Impulse in das vorhandene Weltbild integriert werden konnten.

Ähnlich könnte man auch für andere Bereiche des salpeterischen Protests argumentieren. Sicherlich waren die Widersetzlichkeiten der Salpeterer reaktiv in dem Sinne, dass man sich der Kolonialisierung der vertrauten Lebenswelt durch die Obrigkeiten entgegenstellte. Eine umfassende staatliche Sozialdisziplinierung war daher zum Scheitern verurteilt. Die Motive des Protests blieben jedoch höchst verschiedenartig und waren häufig individuell begründet. Trotz und Tradition konnten ebenso ins Gewicht fallen wie Furcht vor dem Unbekannten und rationale Erwägungen. Im Einzelnen ist es unmöglich zu entscheiden, worauf beispielsweise Impfboykott, Rekrutierungsverweigerung oder Steuerverweigerung zurückzuführen sind. Die Salpeterer waren sicherlich Traditionalisten; theologisch könnte man sie auch als katholische Fundamentalisten bezeichnen. Man macht es sich aber zu einfach und sitzt darüber hinaus den zeitgenössischen Interpretationen auf, wenn man sie abschätzig lediglich zu „Reaktionären“ erklärt. Aus meiner Sicht steht der Eigensinn der Salpeterer nicht für ein verzweifertes Festhalten am Alten, sondern für eine Technik der vorsichtigen, man könnte sagen: konservativen Abwehr unvertrauter Zumutungen der Moderne. Je nach Plausibilität und eigener Lebenserfahrung nahm man die Imperative des sich verändernden Alltags auf oder lehnte sie ab. Insofern war der Eigensinn der Salpeterer eine Strategie, die Herausforderungen der Moderne zu bewältigen. Ob diese Strategie aufging, können wir in der Diskussion klären.

DISKUSSION

Prof. Krimm: Herr Kies, Sie haben es für meine Begriffe perfekt geschafft, so wie ich mir einen Vortrag wünsche, mit einem Fallbeispiel zu beginnen, mit einem „Predigtmärlein“. Sie haben dann einen historischen Block dazwischen gestellt und haben mit einer Begriffsdefinition geendet, eine hervorragende Taktik eines Redners, die ich nur bewundern kann. Erlauben Sie mir, bevor wir in die Diskussion allgemein einsteigen, eine Vorfrage, wie sie der Archivar gewöhnlich am Anfang zu stellen pflegt. Hier geht es um die Quellen. Immer wenn Sie, ich habe genau aufgepasst, Zitate gebracht haben, dann waren es Aussagen, und ich vermute, daß es sich immer um Prozessmitschriften handelte, offenbar Protokolle aus Niederschriften der

staatlichen Seite bei Vernehmungen. Gibt es denn auch Quellen von der Gegenseite der Salpeterer, gibt es da eine Schriftlichkeit, auf die man zurückgreifen kann?

Dr. Kies: Dazu kann ich nichts sagen. Es waren tatsächlich nicht nur, aber doch in der Hauptsache Vernehmungsprotokolle. Wir haben ja in dieser Zeit, so müssen wir uns vorstellen, einen ziemlich hohen Anteil an Analphabetismus, bzw. ich spreche gar nicht von Analphabeten, sondern eher von Illiteraten. Ich würde sagen, daß in der ländlichen Bevölkerung im Südschwarzwald fast zwei Drittel im weitesten Sinne illiterat waren. Das erkennt man z.B. an vielen der Salpeterischen Eingaben, die man unter diesem Gesichtspunkt nochmals untersuchen müßte. Da sind sehr viele Leute signierfähig, ohne wirklich schreiben zu können. Diejenigen, die schreiben können, schreiben mit einer Art von Kinderhandschrift. Es gibt in der Tat Salpeterische Quellen, das sind Eingaben, von denen ich etwa, verstreut in allen Akten, etwa zweihundert gefunden habe. Es handelt sich dabei um kurze Statements, Petitionen und ähnliche Eingaben, in einer relativ simplen Sprache abgefaßt und mit so einer runden Kinderhandschrift. Man merkt auf jeden Fall, dass das Leute sind, die im Schreiben ungeübt waren, bis auf eine Ausnahme. Es handelt sich um den Fridolin Baumgartner, den ich zitiert habe, der wird von den Salpeteren auch als „Salpeter-Professor“ bezeichnet. Die meisten Stücke sind Verhörprotokolle, zu denen man noch etwas sagen müßte. In der Regel machen sie nicht den Eindruck, dass hier die lenkende Hand des Protokollanten eingegriffen hat. Bei denen, die ich zitiert habe, bemerkt man, dass wirklich mitstenographiert wurde. Es ist dieser salpeterische Sprachduktus, den ich Ihnen leider nicht richtig habe vermitteln können, der da schon erkennbar ist. Es gibt recht ungelenke Formulierungen bei den Salpeterischen Schriften, auch im orthographischen. Man benötigt die retrospektive Einfühlung, um zu verstehen, was mit den Begriffen gemeint sein könnte. Polizei z.B. wird Bollycey geschrieben, aber das kann auch im nächsten Protokoll wieder ganz anders geschrieben werden. Diese Eingaben decken sich weitgehend mit den Äußerungen im Verhör. Aber die Hauptquelle, die ich benutzt habe, sind die Akten der Untersuchungskommission. Es gab eigentlich drei Untersuchungskommissionen, eine 1815, erneut 1832/33, jedes Mal von einem Dr. Kern geleitet, der von der Regierung des Oberrheinkreises geschickt wurde. Sie bilden den Hauptquellenbestand, eben Akten der Bezirksämter Waldshut und Säckingen, die jetzt im Zuge des Aktenaustausches nach Freiburg gekommen sind, und einige andere Bestände mehr, vor allem kirchliche Akten aus dem erzbischöflichen Archiv Freiburg und natürlich Akten aus Gemeindearchiven.

Dr. Schmitt: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts scheint sich doch einiges gewandelt zu haben, denn der Großherzog machte im Jahre 1850 einen Besuch des Hotzenwaldes, und laut Briefen von Scheffel, die Sie ja auch zitiert haben, soll der Großherzog von den Hauensteinern sehr bejubelt worden sein. Dennoch wurden im Jahre 1851 einige hundert Personen nach Amerika abgeschoben. Das war früher schon einmal geplant gewesen, was Sie ja auch erwähnt haben, im 18. Jahrhundert mit der Abschiebung von etwa 130 Personen ins Banat. Die Abschiebung 1851 nach Amerika muss Gründe darin gehabt haben, dass eine gewisse Bevölkerungsschicht sehr verarmt war. Ich glaube nicht, dass es mit der revolutionären Bewegung 1848/49 zusammen hing, denn meines Wissens haben sich die Salpeterer oder überhaupt die Leute aus dem Hotzenwald daran kaum beteiligt.

Das andere, was ich sagen wollte, betrifft die Hotzentracht, die als politisches Abzeichen verwendet wurde, vor allem von den Salpeterern, und das über eine lange Zeit, eigentlich durch

das ganze 19. Jahrhundert mit abnehmender Tendenz. Es handelte sich um eine sehr altertümliche Tracht, und zwar nur die Männertracht, nicht die Frauentracht, die ja sonst meistens langlebiger ist. Noch um 1900 traten vereinzelt solche Leute in dieser alten Hotzentracht auf. Es gab einen Landtagsabgeordneten, der war Bürgermeister in einem Dorf, das ich aber nicht mehr benennen kann, der hieß Fridolin Lauber, und er war der einzige Abgeordnete, der jemals im Parlament in Karlsruhe in Tracht auftrat. Es war eben ein „Hotze“. Er wurde auch einmal von Großherzog aus dem Amt entlassen wegen Widerspenstigkeit, aber beim nächstenmal haben sie ihn wieder gewählt.

Dr. Kies: Vielen Dank Herr Schmitt für diese instruktiven Hinweise. Das mit diesem Lauber, ein typischer Hotzenname, war mir nicht bekannt. Tatsächlich erlebt die Hotzentracht - über die Sie ja ein Buch geschrieben haben, das ich jetzt nicht referieren will - eine Renaissance. Ich würde aber nicht sagen, dass sich das fortsetzt, sondern es ist nach meinem Eindruck so, dass das eigentlich erst in den 1830er Jahren beginnt. Es gibt einige Verhörsprotokolle von Salpeterern, wo die Leute in ihrer Kleidung beschrieben werden, und so ist es auch bei den Steckbriefen, doch danach haben nicht alle die Hauensteinertracht an. Also viele haben diese typischen Pluderhosen, so wie Sie es in Ihrem Buch abgebildet haben. Da sieht man den Einungsmeister, die Gamaschen aus Leder und dieses Chilet und der Überrock. Aber das haben nicht unbedingt alle. Es setzt aber dann ab 1830 ein im Zuge so einer „invention of tradition“. Noch stärker ist dies eigentlich erst ab 1850 erkennbar, wo man sich dann im Zeichen der Hotzentracht als gestandener Hotz zu erkennen gibt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Tracht dann ganz klar ein politisches Symbol. Also man kann nicht unbedingt sagen, dass dies die ganze Zeit getragen wurde, sondern man zieht sich zunehmend auf diese Tracht zurück.

Was diese Frage um die Abschiebung betrifft, so handelt es sich wohl um den Ort Herrischried mit der Geschichte um Pfarrer Kindler. Herrischried hatte eine unglaubliche Bevölkerungsexposition erlebt, wie überhaupt alle Hotzenwald Gemeinden, vor allem im 18. Jahrhundert. Man müßte hierzu etwas zum Hintergrund der 48er Revolution auf dem Hotzenwald sagen. Ich berufe mich vor allem auf die Dissertation von Clemens Rehm über den Katholizismus, die katholischen Zustände in dieser Zeit. Rehm hat gezeigt wie im Katholizismus ein Petitionsturm organisiert wurde durch Mone oder auch schon durch Franz Josef Buss, der aus dem Hotzenwald kam. Da lässt sich nachweisen, dass gerade dort, wo die Hotzen sassen, das antirevolutionäre Potenzial besonders stark war. Und Buss rühmt sich auch, dass sich kein einziger Hotze den Freischarenzügen von Struve angeschlossen habe. Die Beteiligung an den Vorgängen von 1848 war gleich Null, eher im Gegenteil. Dadurch könnte man sich auch erklären, warum der Großherzog willkommen war. Eine ganz andere Sache ist diese Abschiebung, wie Sie das nennen. Das hat es in Baden, und zwar im nordbadischen Odenwald, schon einmal gegeben im Ort Rieneck, in den 1840er oder 1830er Jahren, dass nämlich ein Ort völlig pauperisiert. Jetzt komme ich nochmals zurück auf das 18. Jahrhundert, auf diese Entwicklung, die ich hier im Referat völlig außen vor gelassen habe. Die Salpeterer, sagte ich, repräsentierten den Durchschnitt der ländlichen Bevölkerung. Diese ländliche Bevölkerung im Südschwarzwald besteht zu zwei Dritteln aus Tagelöhnern, Tauner, Tagelöhner sind die Worte, die man da findet. Es gibt einen Pfarrer, der hat offenbar jeden Einwohner seiner Gemeinde als Tauner qualifiziert oder kategorisiert. Das waren Leute, die immer am Rande des

Existenzminimums lebten. Sie müssen sich vorstellen, dass sich auf so einem Hotzenhof vier Familien eine Feuerstelle geteilt haben. Dreißig Leute konnten auf dem Hof wohnen, das waren extrem enge Zustände. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Bevölkerung um 50 % angestiegen. Das heißt, der Ort Herrischried, um jetzt auf dieses Beispiel zu kommen von dem Sie wahrscheinlich ausgehen, hat sich in kürzester Zeit von 500 Einwohnern auf über 1000 Einwohner verdoppelt. Lange Zeit wurde das aufgefangen durch die Heimindustrie, vor allem die Baumwollindustrie. Mit der Industrialisierung und dem Einzug von elektrischen Webstühlen ist diese ganze Heimindustrie zusammengebrochen. Die Leute sind völlig verarmt, der Hotzenwald galt schon im frühen 19. Jahrhundert als das Notstandsgebiet in Baden, was er ja dann in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder wurde. Und den Leuten ging es wirklich schlecht. Darauf gab es erst einmal den Versuch, Fabrikschulen einzurichten und so weiter. Auch das hat aber alles nicht wirklich geholfen. Da kam es dann zu dieser Aktion, das halbe Dorf Herrischried nach Amerika zu dislozieren. Es war keine Verbannung wie diese Nacht und Nebel-Aktion im 18. Jahrhundert, aber man hat die Leute mit staatlicher Unterstützung, ähnlich wie im Odenwald, organisiert, hat sie in mehreren Schüben auf die Rheinschiffe und dann nach Bremen gebracht und von dort aus übergesetzt nach Amerika. Wenn Sie heute nach Herrischried gehen, da gibt es so ein Geschichtsmuseum, und dort sehen Sie ein Telefonbuch von Philadelphia, wo die ganzen Hotzenwäldernamen gelb angestrichen sind. Das ist wirklich ganz erstaunlich, wie viele Namen man da findet. Aber dies hat, wie gesagt, mit der Geschichte der Salpeterer im eigentlichen Sinne nicht viel zu tun.

Prof. Krimm: Wenn gerade Wortpause ist, dann darf ich mich anschließen und möchte noch einmal auf die Quellen zurückkommen. Sie haben das beantwortet mit den „Illiteraten“ der Hotzenwälder. Wie konnten die dann päpstliche Enzykliken genießen, da doch die Geistlichkeit, die ihnen das vermitteln konnte, gar nicht von ihnen akzeptiert wurde? Aber ich will das jetzt nicht so banal formulieren, sondern möchte es noch etwas weiter fassen. Wie lässt sich denn fassen, auf welche Weise die Hotzenwälder, die Salpeterer ihre eigene Vergangenheit wahrnehmen konnten? Sie haben von der Regierungsseite her dieses Traditionsbewusstsein genannt, indem Sie gesagt haben, dass man auch bei den Unruhen nach 1800 schon wusste, dass dies schon im 18. Jahrhundert gegen die österreichische Herrschaft gerichtet gewesen war. Aber ich habe nicht ganz verstanden ob die Salpeterer sich dessen selbst bewusst gewesen sind, dass sie schon immer auf dem guten alten Recht bleiben wollten und dass sie im 18. Jahrhundert ja auch schon unter den Österreichern gelitten hatten. Kann man da von einem eigenen Geschichtsbewusstsein sprechen, auch wenn dies ein etwas hochtrabendes Wort ist? Und wenn man das noch einmal umdreht: Der Liberalismus ist ja immer dann besonders seltsam, wenn man merkt, dass der, der so sehr für die bürgerlichen Freiheiten eintritt, immer dann am empfindlichsten reagiert, wenn er selber angegriffen wird. Ich denke da an die harte Hand von Ludwig Winter, eines ganz liberalen Politikers, gegen solche, die den Segen des Liberalismus nicht wollten; sie ist ja viel schärfer als die einer eher konservativen Regierung. Konnte der Liberalismus die Forderungen der Hotzenwälder und der Salpeterer in diesem geschichtlichen Sinn als die Forderung nach altem Recht verstehen, oder konnte er dies nur ablehnen als Widerstand gegen die Staatsgewalt?

Dr. Kies: Willkommen zum zweiten Referat über Liberalismus und Hotzenwälder. Das ist natürlich eine umfassende Frage, die einer ganz ausführlichen Antwort bedarf, die ich leider

nicht geben kann. Deshalb nur in aller Kürze zur Lese- und Schreibtätigkeit. Ich habe ein Kapitel, das ich nenne: Kommunikation und Öffentlichkeit im ländlichen Raum, wo ich dies behandle. Natürlich können die Salpeterer wenig schreiben, d.h., manche können schreiben, diese betätigen sich auch als Schriftführer, die anderen unterzeichnen nur. Manche, vor allen Dingen Frauen, unterzeichneten häufig nur mit einem X, weil sie selbst ihren eigenen Namen nicht schreiben können. Das sieht man den Schriften an. Lesen können einige mehr. Vermittelt bekommen sie die Literatur vor allen Dingen - so wird es jedenfalls behauptet und so sagen auch einige Salpeterer selbst in den Verhören relativ freimütig aus, von Mönchen im Kloster Einsiedeln, aber auch aus Muri und Maria Stein. Es gibt auch einen schweizerischen Klostergeistlichen in Lauffenburg in der Schweiz. Das war ein Obmann, ein papsttreuer Pfarrer, der versucht hat mobil zu machen gegen die aufklärerischen Pfarrer in Baden, der hat denen die Texte vorgelesen und hat dann auch die Flugschriften verteilt. Die Enzykliken sind auch ins Deutsche übersetzt worden von schweizerischen Geistlichen, die als Mediatoren wirken zwischen Papst und der Ortsgeistlichkeit. Ganz wichtig ist die Rolle des päpstlichen Nuntius, der in Luzern residierte. Der hat ohne Ende agitiert, und da gab es ja auch die Debatten darum, wie die Kirche in Baden auszusehen habe und so weiter. In dem genannten Kapitel über Kommunikation und Öffentlichkeit habe ich bestimmt vierzig Seiten über „Gerüchte“ geschrieben, und es ist erstaunlich, was man da alles herauskriegen kann. Die badische Beamtenschaft hat das als so ernst angesehen, dass sie alle Gerüchte gesammelt hat und immer wieder versuchte, den Urheber von Gerüchten aufzuspüren. Natürlich sind sie dabei nie zum Erfolg gekommen ist, weil man bei Gerüchten nie Urheber findet, sondern immer nur beobachten kann, wo sie sich irgendwie verdichten. Aber über das Aufspüren von Gerüchten und dem Nachgehen der Behörden kann man sehr gut auf die Kommunikationsinhalte schließen, und man merkt dann auch, weil diese Netze so gut rekonstruierbar sind, wie die Kommunikation floss in diesen relativ niederen sozialen Schichten. Und man kann auch sehen, dass es so eine Art volkstümlicher Übersetzung der großen kirchenpolitischen Debatten gibt. So verbreitet sich etwa 1833 das Gerücht, man habe den Bischof von Straßburg an den Füßen aufgehängt, ein Gerücht also, mit dem man gewissermaßen die kirchenpolitische Ordnung auf den Kopf stellt. Da war natürlich nichts dran. Aber wenn da vor Ort über die Salpeterer diskutiert wird, ist das unglaublich virulent. Zweites Gerücht: Gasthof zum Hirschen in Dogern am Hochrhein. Da gibt es das Gerücht, es sei Rotteckgeld im Umlauf. Karl von Rotteck, das wissen Sie, war ein Führer der badischen Liberalen, dem zu Ehren eine Medaille, eine Gedenkmünze von liberalen Honoratioren gewidmet wurde. Und diese Münze war offenbar einem Polizisten in die Hände gefallen, der dann ganz schnell das Gerücht verbreitete, es gäbe Rotteckgeld, was für die Leute vor Ort heißt: „Oh Gott, die ganzen politischen Verhältnisse sind auf den Kopf gestellt, die Liberalen haben jetzt sogar schon Geld mit ihren Gesichtern drauf“. Natürlich war dies völliger Unsinn, und das wird auch vom Amtmann gleich erkannt. Aber solche Gerüchte zeigen, wie die Mentalität der Leute vor Ort ist, wenn so etwas für plausibel gehalten wird, so dass es weitererzählt wird. Daraus kann man relativ gut erschließen, was die Leute geglaubt haben. Insofern handelt es sich bei dem, was ich hier gemacht habe, um Mentalitätsgeschichte, auch um eine Geschichte ländlicher Frömmigkeit.

Was besitzen wir an Schriften? Wir besitzen ganz viele Traktate, zum Teil tausendseitige Bücher, aber auch Zeitungen, man kann relativ gut zeigen, was da alles gelesen wurde. Ein

Salpeterer soll über zehntausend „Vater Unser“ in ein Buch geschrieben haben, was ich mir freilich schwer vorstellen kann.

Zum Liberalismus habe ich schon mit Rotteck auf einiges hingewiesen. Es ist ja genau so, wie Sie sagen. Ludwig Winter, relativ liberal, griff hart durch. So lief es auch vor Ort. Es gab dort also zwei Amtmänner, die sich gegenseitig Konkurrenz machten. In Waldshut war es Johann Baptist Schilling, der ein liberaler Zeitgenosse war, und auf der anderen Seite im Bezirksamt Säckingen Raphael von Weinsle, ein sehr konservativer Mann. Die Salpeterer ressortierten in diesen beiden Amtsbezirken, da die Grafschaft Hauenstein geteilt und jedem Bezirksamt ein Stück zugeschlagen wurde. Daraus ergab sich eine recht unterschiedliche Salpetererpolitik. Der Weinsle behandelte das relativ ruhig und ließ die Leute machen, und irgendwann hat sich das dann auch erledigt. Der Schilling, dieser Liberale, von dem man eigentlich meinen musste er werde für Gewissens- und Meinungsfreiheit eintreten, hat die Sache hingegen betrieben und verschärft die Spannung dadurch zunehmend. Schilling war allerdings auch derjenige, der 1833, aus Gründen, die mir nicht ganz klar sind, auch in den Personalakten habe ich nichts gefunden, von seinem Amt zurücktreten musste. Er wurde versetzt. Ich nehme an, dies hat mit der Salpetererpolitik des Schilling zu tun. Ich habe ein Kapitel genannt, genau in ihrem Sinne: „Aporien der Aufklärung“. Die Frage ist, wie weit kann Aufklärung gehen, wie weit muss Aufklärung gehen? Ist es nicht so, dass man auch das Nichtaufgeklärtsein, den Willen zum Nichtaufgeklärtsein wollen, als aufgeklärter Amtmann akzeptieren muss. Und genau von dieser Aporie sieht sich Schilling gefangen. Interessant ist auch, wenn man nach Liberalismus fragt, was da passiert ist in den beiden Kammern des badischen Landtags, damals, als das Gesetz über die Verbreitung von schwärmerischen Sekten diskutiert würde. Berichterstatter in der ersten Kammer war Heinrich von Andlau, dieser damals noch, ich glaube 32jährige Führer des politischen Katholizismus neben Buss, der das Gesetz unglaublich scharf attackiert und dabei gesagt hat, die Salpeterer hier, die hätten eigentlich einen ehrlichen Glauben. Das einzige, was sie sich zu Schulden kommen lassen würden, sei die Ehre der Vorväter. Also dies sei eigentlich ein ehrenwertes Gefühl und keine Straftat, die hier begangen würde. Andlau lehnt also dieses Gesetz ab. In der zweiten Kammer war Berichterstatter für das Gesetz Karl Theodor Welcker, also der Führer des Liberalismus neben Rotteck. Auch Welcker lehnte das Gesetz ab mit der Begründung, es sei, und das ist dann anders als bei Schilling, ein Eingriff in die Meinungs- und Gewissensfreiheit. Also vor Ort war der Liberalismus offenbar noch nicht so weit, und besonders rigide zeigt sich das eben bei den Reformkatholiken. Man muss also Schilling der gewissermaßen der klassische Vertreter des Geheimratsliberalismus war, und diese Reformkatholiken in ihrer jeweiligen Prägung voneinander trennen. Der Liberalismus jener Zeit war wirklich unerbittlich und machte die Vorschläge von Deportationen, Stigmatisierung der Salpeterer, die wirklich nichts gemacht haben. In unsäglicher Weise versuchten sie, die Salpeterer als Kriminelle darzustellen, vielleicht auch als Irre, als Verrückte. Einer sagt, sie seien eine hundertköpfige Hydra, der man alle Köpfe abschlagen müsse, ein Geschwür in der Gesellschaft, das man entfernen müsse und so weiter. Mit Liberalismus, so wie wir uns den vorstellen, hat das wenig zu tun.

Prof. Schwarzmaier: Ich möchte gerne an den Schluss ein kleines Geschichtchen stellen, das mit folgendem zusammenhängt: Als im Juni 1974 in Rastatt das sogenannte Freiheitsmuseum, das „Museum über die Freiheitsbewegung in der deutschen Geschichte“ errichtet wurde, ist es

ja in erster Linie um die 48er Bewegung herum konstruiert worden. Und bei dieser Gelegenheit hat Gustav Heinemann, der seiner Zeit dieses Museum angeregt hatte, das sein Herzensanliegen war, die Macher gefragt, warum eigentlich die Salpeterer in diesem Museum nicht vorkämen? Daraufhin wurden wir im Generallandesarchiv gebeten, eine kleine Stube einzurichten, in der wir die Salpeterergeschichte mit wenigen Dokumenten zur Darstellung gebracht haben. Sie ist dann später wieder weggenommen worden, denn wie gesagt, das Museum war eigentlich konstruiert um die 48er Bewegung. Was Heinemann damit sagen wollte, das war sicherlich etwas, was ihm selbst sehr nahe lag. Man behauptete, er habe Vorfahren, die mit den Salpeterern zusammenhingen, ich habe es nicht nachgeprüft, aber man hat es damals gesagt. Und im übrigen war Heinemann offensichtlich fasziniert von der Salpetererbewegung, weil er darin ein Stück von der Zivilcourage der Bürger gesehen hat, die sich nicht einfach in die Vorgaben des Staates haben fügen wollen. Das bringt mich dazu, mir zu überlegen, wie eigentlich die Wirkungsgeschichte der Salpeterer in der Zeit der moderneren Historiographie gewesen ist. Dabei beobachtet man, dass eigentlich jeder, der sich damit beschäftigt hat, die Salpeterer so eingesetzt hat, wie es seinem eigenen Geschichtsbild und seiner eigenen Vorstellung entsprach, dass es also sehr viele verschiedene Aspekte gegeben hat, unter denen man die Salpeterer betrachten konnte. Dies gilt auch für Günther Haselier, der ja hier in diesem Hause gearbeitet hat, später Direktor dieses Hauses gewesen ist und der als autoritätsbewusster und konservativer Katholik sein Bild von den Salpeterern gezeichnet hat. Aber seltsamerweise war seine Arbeit eine Dissertation, die, man höre und staune, bei Gerhard Ritter in Freiburg gemacht wurde, der durchaus nichts unter seinem Namen hat durchgehen lassen, was seinen eigenen Vorstellungen völlig widersprach, die vom konservativ-preußisch-protestantischen Geschichtsbild geprägt waren. Das bringt mich eben zu dieser Beobachtung, dass die Salpeterer, und es gibt ja viele weitere Beispiele der Beschäftigung mit diesem Thema, unter den verschiedensten Gesichtspunkten gesehen wurden, und dass sie – und etwas davon bemerke ich auch heute – in Fragestellung eingepasst sind, die durchaus einem Trend unseres eigenen geistigen Lebens und unseres geistigen Zuschnitts entsprechen.

Dr. Kies: Vielen Dank für den Hinweis. Ich finde die Wirkungsgeschichte der Salpeterer wirklich faszinierend, und ich würde dies in fünf Abschnitte teilen. Die Wirkungsgeschichte setzt mit dem erwähnten Lukas Maier ein, der hier noch unediert liegt. Er wollte eine Kulturgeschichte des Schwarzwaldes schreiben, 1813 ist er leider verstorben. Jedenfalls wäre es wert, seine Arbeit herauszugeben. Aber ich versuche einmal kurz, die fünf Phasen der Salpeterer-Rezeption zu schildern. Die erste Phase: Frühbürgerliche Projektionen der Salpeterer, so habe ich es genannt. Und auch das ist eine ambivalente Sache. Einerseits sieht man die Salpeterer als die deutschen „Tell“. Auch von Winkelried ist die Rede, von Washington, dem Rütlichschwur, Wilhelm Tell wird zitiert nach Schiller. Natürlich zitiert man Kant, denn auch die Pfarrer haben Kant gelesen, keine Frage. Aber vor allem sieht man in ihnen die deutschen Wilhelm Telle. Auf der anderen Seite sieht man auch ihre Katholizität, und schließlich haben sich ja letztlich um Hab und Gut gebracht, mit ihrem Verhalten. Also sehr erfolgreich waren sie dabei nicht. Jedenfalls weiß man nicht so genau, was man mit ihnen anfangen will. Einerseits versucht man, sie gleichsam als Vorkämpfer des Liberalismus, der Freiheit, des Republikanismus zu sehen. Andererseits sieht man in ihnen Relikte der Wiedertäufer. Wie Sie wissen war 1525 Balthasar Hubmaier der große wiedertäuferische

Führer, hat die Gegend unsicher gemacht und hatte in Waldshut sein kleines Täuferreich. Danach gibt es natürlich ein katholisches roll-back, aber es wird eben auch in der Literatur behauptet, es habe sich der wiedertäuferische Geist eigentlich durchgezogen bis hin zur politisch-religiösen Sekte der Salpeterer. So sieht es auch Heinrich Hansjakob, aber jedenfalls Maier tut es ganz klar. Also das Bild ist noch ambivalent. Zweite Phase: Bürgerliche Adaption. Dies kommt etwa bei Scheffel zum Ausdruck. Die Salpeterer sind ein Fossil, das in die preußisch gefärbte Gegenwart hinein reicht. Man kann auch von einem fossil gewordener Bauernkrieg sprechen. Heinz Schmitt beschreibt dies in seiner Arbeit anhand der Bauernhochzeiten. Da hat man sich die Hotzen mit ihren Hotzenanzügen in die Residenzstadt geholt und umgekehrt, dass man nämlich in die Provinz fährt um sich an der Vergangenheit zu ergötzen. Die Salpeterer bilden also ein lebendes Stück Vergangenheit, das man sich anschaut. Wenn Sie sich Artikel über die Salpeterer etwa in der Gartenlaube anschauen: Da werden oft Exkursionen in den Hotzenwald unternommen und zu zeigen, wie man da die Vergangenheit ansehen kann. Natürlich ist dies alles völlig verkitscht. Aber das hat entspricht der zweiten Phase um die Jahrhundertmitte, wie man in den Salpeterern plötzlich so ein Stück Vergangenheit zu erkennen glaubte. Dieses frühliberale Bild bleibt zwar so ein bisschen erhalten, aber doch eher ins Volkstümliche gewendet. Wenn Sie etwa an Wilhelm Heinrich Riehl denken, der Begründer der Volkskunde, dann erkennt man in den Salpeterern ein Stück ‚Archaik‘ des deutschen Bauernstandes wieder. Dritte Phase: Die ultramontane Rezeption. Da fällt jetzt Heinrich Hansjakob und andere hinein. Für sie sind die Salpeterer ganz klar die Vorkämpfer des Kampfes gegen die zu liberal geratene Kirche. Die Salpeterer sind die frühen Kulturkämpfer, die es geschafft haben, ihrem Glauben gegenüber treu zu sein und die nie den staatlichen Repressionen zu weichen. In dieser Hinsicht werden sie absolut idealisiert, sind Märtyrer für den katholischen Glauben. Viertes Schritt: Nationalsozialismus. Ich habe gesagt, dass die Salpeterer im 18. Jahrhundert ins Banat verbannt wurden, und mit den Salpeterer des 19. Jahrhunderts konnten die Nazis nicht viel anfangen. Da war es einfach nur so, dass der Antiklerikalismus gerühmt wurde. Daran ließ sich anknüpfen. Wichtiger scheinen mir in der Zeit des Nationalsozialismus andere Dinge zu sein. Einerseits geht es um die Deportationen ins Banat. Plötzlich beginnt man, Exkursionen dorthin zu machen, die Orte zu suchen, wo die Salpeterer gelebt haben, dies alles im Zeichen des deutschen Volkstums im Ausland, veranstaltet vom Verein der Volksdeutschen im Ausland. Es wird gesagt, dort hätten es die deutschen Bauern zu etwas gebracht. Aus einem chaotischem Land, von den Türken verunstaltet, aus sumpfigem Ödland hätten die Salpeterer und ihre Nachfahren dort gute deutsche, fruchtbare Erde gemacht. Also kurz, die Salpeterer werden zu Pionieren für das Deutschtum im Ausland stilisiert. Dies zeigt sich auch etwa in den Theaterstücken, die sich mit den Salpeterern beschäftigen. Körper: Die Salpeterer. Der Freiheitskampf der deutschen Hotzen, und so weiter. Das ist Blut und Bodenideologie, ist Rassenideologie bis hin zum Gedanken des Opfertodes. Die Salpeterer sind diejenigen, die sich für ihr Volk aufgeopfert haben und auch ihr Leben gegeben haben. Und dann natürlich gibt es den Führergedanken, der da auch vorkommt, also den Fridolin Albiez. Dieser Salpetererführer wird als Führer idealisiert, auch mit Attributen versehen. Davon ist auch Haselier leider nicht ganz frei. An einigen Stellen schreibt er dann, dass die Salpeterer nur deshalb gescheitert seien, weil sie es nicht geschafft hätten, die geeignete Führerfigur nach vorne zu stellen. Ja und schließlich kommt noch die bundesrepublikanische Geschichte. Gustav Heinemann haben Sie erwähnt, der tatsächlich im

Hotzenwald Urlaub machte und da die Salpeterer entdeckt hat, dann freilich auch viel Unsinn über die Salpeterer geschrieben hat. Die deutsche Nationalzeitung sprach 1977 von den Salpeterern als Vorläuferin der Baader-Meinhoff-Bande. Das ist natürlich etwas grotesk, zu mal wenn man dann die NS-Rezeption dem entgegen hält, die ja eigentlich gerade die Salpeterer als Vorläufer des freien deutschen Bauerntums ansahen, was die Nationalzeitung offenbar nicht gelesen hat. Aber tatsächlich spielen die Salpeterer immer dann eine große Rolle, wenn man versuchte, Orientierungen für die oppositionelle Linke zu finden, etwa damals, als man sagte, man wolle sich von der DDR das deutsche Geschichtsbild nicht wegnehmen lassen. Man hat versucht, die eigenen demokratischen Traditionen in den Vordergrund zu stellen, und so hat man auch die Salpeterer entdeckt, die bis heute übrigens eine kleine Sektion im „Freiheitsmuseum“ in Rastatt haben. Dies hat Heinemann bei der Schaffermahlzeit in Bremen besonders hervorgehoben, für den dies der Anlaß war, dieses Freiheitsmuseum zu initiieren. Dies geht dann weiter bis hin zum Kampf gegen das Atomkraftwerk Wiehl im südbadischen, wo man dann auch Salpetererlieder gesungen hat, beschworen hat, dass es bis heute Salpeterer gibt, dass Salpeterer sein einfach heißt: Noi hemmer g'sait!

Prof. Krimm: Herr Kies, das war ein sehr schönes Schlusswort. Lassen Sie mich aber noch einen Nachklapp dranfügen, den Hinweis auf einen Autor, der mir als Persönlichkeit immer einen großen Eindruck gemacht hat, wenn ich mit ihm gesprochen habe, Robert Albiez, wie schon der Name sagt ein Nachkomme des Salpetererführers. Sein Thema war die Badenfrage, und er hat sein Herz an die altbadische Sache gehängt, hat das Buch herausgebracht „*Vom überspielten Volkswillen*“. *Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen 1945-1970* (Karlsruhe 1992). Auch dies ist ein Stück Wirkungsgeschichte der Salpeterer, die bis in unsere jüngste Zeit hineinreicht. Doch damit können wir die Diskussion schließen, um sie vielleicht in lockeren und persönlichen Gespräch noch etwas fortzusetzen.